

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 119. Bromberg, den 24. Mai 1930.

Der eine, der entkam.

Geschichte einer abenteuerlichen Flucht.

Von Johannes Bergmann, Hellerau.

(10. Fortsetzung.)

20. „Äußerst gefährliche Menschen."

Der hohe Magistrat von West-Hartlepool — das war eine Gerichtsbehörde — hatte einen großen Tag, und die Bewohner der Stadt nahmen daran gebührenden Anteil. Galt es doch, zwei Deutsche, die wer weiß was ausgefressen hatten, ihrer gerechten Strafe zuzuführen, das heißt natürlich, soweit das Zivilgericht in Frage kam. Das Kriegsgericht kam noch lange nicht an die Reihe, würde aber wohl das letzte Wort zu sprechen haben.

Helm und ich ahnten nichts von dem Verhandlungstermin. Mitten im Gesang mußten wir an jenem bedeutsamen Freitagmorgen abbrechen: „Fall 18 und 19" dröhnte es durch das Haus, von Mund zu Mund eine Kette von Schutzleuten entlang, die im Treppenhaus Spalier standen, hinunter in das Kellergeschoß. „Fall 18 und 19": Zwei Männlein krochen aus ihrem Verlies, hinauf in den Verhandlungssaal.

Aller Augen waren auf uns gerichtet, als uns die Tür aufgetan wurde und wir in ein ringsum mit hoher Schranke umgebenes Käfterchen kletterten, das nur nach dem Vorsaal zu eine Öffnung besaß.

„Die Anklagebank", dachte ich. In meinem Leben hatte ich noch keinen Gerichtssaal gesehen. Ein anderer Prozeß schien noch nicht ganz beendet zu sein. Die Aufmerksamkeit der Anwesenden gehörte jedoch uns.

Vor und neben der Schranke standen Schutzleute, damit wir, anerkannt gemeingefährlich, nicht etwa entwischten. Der ganze Saal war gestrotzt voll, vor allem hatten sich Frauen und Mädchen eingefunden. Auf einem nach dem Zuschauerraum ebenfalls durch eine Schranke abgeschlossenen Podium thronte etwa ein halbes Dutzend graubärtiger Götzen, die einen etwas jüngeren Mann mit einer klobigen roten Nase und darauf verschiebbarer Brille einrahmten. Sie alle taten sehr gleichgültig und gerecht. Nur das Publikum war sichtlich beteiligt und rutschte auf seinen Plätzen ungeduldig herum.

Vor der Schranke des Kollegiums wüteten an kleinen Tischen, wieder auf einer Art Terrasse, arg beschäftigte Gerichtsbeamte. Ihnen blieb, nachdem sie uns einmal fix gemustert hatten, keine Zeit mehr, aufzublicken. Was sonst noch an abgesonderten Leuten herumsaß, ist uns niemals klar geworden. Das Ganze war uns höchst rätselhaft. Wir hatten ja keinem Menschen etwas zuleide getan, waren Soldaten, die nichts weiter als ihre Pflicht erfüllen wollten, und hier setzte man uns vor ein Strafgericht. „Fall 18 und 19", rief der Vorsitzende. Blätter wurden gewendet, alles rückte sich auf den Sesseln bequem zurecht wie im Theater, wenn der Vorhang aufgeht, und ein Schutzmann gab uns zu verstehen, daß wir uns von unseren Plätzen erheben müßten.

Wir standen, unsere Personalien wurden hastig heruntergelesen, und der Vorsitzende fragte, ob wir einverstanden wären, wenn unser Fall hier zur Verhandlung käme.

Helm, dem ich das schnell klar machte, meinte: „Es ist ja ganz schnuppe, man los!"

Ich verständigte das Kollegium von unserer völligen Ergebenheit.

„Brauchen Sie einen Verteidiger?" lautete die nächste Frage, und wir antworteten fest und sicher:

„Wir verteidigen uns selbst."

Das schien noch nicht dagewesen zu sein; aber jedenfalls vereinfachte unser Entschluß den Gang der Dinge.

*

Das Wort hatte der Mann, der uns im Hafen aufgegriffen hatte und nicht über unsere schmutzigen Hände hinweggekommen war.

Er leistete einen Schwur. Was er schwor, konnte kein Mensch verstehen. Es war ja auch ganz Nebensache. Man hätte denken können, er spreche zu der Bibel oder dem Neuen Testament, das er in seiner Rechten hielt, und als dieses Zeremoniell beendet war, gab er Aufschluß über unser Verbrechen:

„Aufenthalt auf verbotenem Gebiet ohne gültigen Ausweis!"

Was für ein Mann, der uns zu fangen gewagt hatte! Im Zuschauerraum saßen einige, die erstaunt mit der Zunge schnalzten.

Ein Zweiter kam an die Reihe, derselbe, der uns rauchend im Hafen gesehen hatte, und dem es bei unserer Festnahme, die ja stadtbekannt war, eingefallen zu sein schien, daß ja nichts Belastendes wegbleiben dürfe.

Er besann sich auf unser kurzes Gespräch und behauptete noch, wir seien an Bord einiger Schiffe gewesen.

Ich leugnete bis auf den Fall, bei dem der Kapitän uns abgewiesen hatte.

Nun brauchten keine weiteren Zeugen vernommen zu werden. Ich protestierte, als ich gefragt wurde, ob ich das Vergehen zugäbe. Wir hätten ja doch nichts in dieser Sperrzone zu suchen gehabt!

„Sie haben eingewilligt, daß wir hier über Ihren Fall verhandeln, da können Sie nicht auf einmal unsere Zuständigkeit in Frage stellen", bemerkte der Vorsitzende.

Wir wußten, daß hier ein großer Bock geschossen wurde, glaubten aber, mit einem blauen Auge davonzukommen, wenn uns dieser Magistrat und nicht das Kriegsgericht in die Schere nahm.

Der Vorsitzende hielt dann eine lange Rede, die erkennen ließ, daß man sich nach allen Seiten unserer Flucht wegen umgetan hatte, betonte, daß wir zweimal in Dover gewesen sein und bestimmt wichtige militärische Einrichtungen zu Gesicht bekommen haben müßten. „Wenn die Flucht gelungen wäre", fuhr er fort, „hätte der Feind wertvolle Nachrichten übermittelt erhalten."

Jetzt machte er eine Pause. Das Gericht hatte es nicht einmal nötig, sich zur Beratung zurückzuziehen. Die Grau-

köpfe krochen ineinander und tuschelten. Ich hörte immer wieder flüstern: Sechs Monate — sechs Monate — sechs Monate.

Noch einmal ergriff der Vorsitzende das Wort und sagte unbeirrt:

„Der Gerichtshof ist sich darüber klar, daß Sie beide **äußerst gefährliche Menschen** sind. Deshalb müssen wir Ihnen die höchste Strafe geben, die wir austeilen dürfen:

Sechs Monate schweren Kerker mit harter Arbeit."

Ich wollte noch ein Wort dazu sagen. Der Vorsitzende winkte ab.

„Wenn Sie sich beschweren wollen", meinte er, „dann können Sie dies ja beim „Gouverneur" Ihres Gefängnisses tun. Jetzt aber müssen Sie schweigen."

Wir waren betroffen; denn wir hatten mit 14 Tagen oder 4 Wochen Haft gerechnet. Helm fragte mich, ob ich wüßte, was man unter Kerker mit harter Arbeit zu verstehen habe. Ich wußte keine Antwort.

„Das ist Zuchthaus", meinte er.

„Die Hauptsache ist, daß wir wieder herauskommen", entgegnete ich.

Dann führte man uns sofort nach unserem gemeinsamen Gemach, und wir rätselten über unsere Zukunft.

21. Der Salatkorb.

Der Polizist, der uns mit einer Fluchtmöglichkeit den Mund wäßrig gemacht hatte, schien genau den Verhandlungstermin gewußt zu haben; denn bereits am Nachmittag des Prozeßtages mußten wir die Reise nach unserer neuen Wirkungsstätte antreten. Wir hatten keine Ahnung, wohin es gehen sollte. Die Schutzleute wollten uns wahrscheinlich den Abschied nicht unnötig schwer machen.

Die Gefängnisköchin hätte bald Tränen vergossen, als sie uns die letzte Mahlzeit reichte; aber wir konnten sie nicht damit trösten, daß wir vielleicht einmal wiederkehren würden.

„Die schönen Tage von West-Hartlepool sind nun vorüber", meinte Helm ironisch, „aber wir werden uns schon durchbeißen."

Wir wußten, daß jetzt erst eine schwere Zeit für uns beginnen würde. Am meisten schmerzte es uns, daß wir unsere Angehörigen in Deutschland nicht verständigen konnten. Von meiner Flucht hatte ich ihnen trotz strengster Zensur vorher klar und deutlich Kenntnis gegeben, indem ich meinen zweiten Vornamen, der in der ganzen Familie wegen seiner Schrecklichkeit einzig dastand und mir lediglich einem guten Patenonkel zuliebe gegeben worden war, in einem Briefe verwendete. Ich schrieb also: „Es ist ein Glück, daß **Edwin** endlich wieder einmal nach Hause kommt. Die Reise wird ja wohl einige Zeit dauern. Ihr braucht Euch daher nicht zu sorgen."

Ein Mißverständnis war somit ausgeschlossen; denn es gab keinen weiteren schönen Edwin in der ganzen Gegend. Eine Entdeckung durch den Zensor brauchte ich damals auch nicht zu befürchten; denn ich unterschrieb mit meinem Rufnamen. Der andere Vorname stand nicht in meinen Gefangenenpapieren.

Jetzt aber, da wir die Fahrt ins Ungewisse auf sechs Monate antreten sollten, hatte ich doch große Bedenken, ja, dies war die eigentliche Sorge, die uns quälte.

Es gab nicht viel hin und her zu raten, was zu tun sei; denn unsere Reisebegleiter hatten schon für den gemeinsamen Aufbruch alle Vorbereitungen getroffen.

Ein Schutzmann zog ein Handschellenpaar aus der Tasche und schloß meine rechte Hand an Helms linke.

„Wir gehören ja einmal zusammen", scherzte der Fähnrich.

Dann brachte man uns wohlbehütet vor das Haus in einen Hof, auf dem ein grüner Polizeiwagen mit Gitterfenster auf uns wartete. Wir nannten das Vehikel „den Salatkorb".

Zwei Mann genügten als Begleiter bis zum Bahnhof. Der Wagenschlag wurde geöffnet, sofort umstellten uns Dutzende von Neugierigen und sperrten Mund und Nase auf. Als der Zug einfuhr, wurde ein besonderes Abteil für uns reserviert — einen ähnlichen Fall hatten wir schon einmal auf der Durchreise in London erlebt —, und wir kletterten, so schwer es uns zwei Gefesselten fiel, ins Abteil hinein. Einer der Schutzleute folgte uns, und dann wurde die Wagentür von außen wieder fest verschlossen.

Eine gemütliche Unterhaltung spann sich schließlich an, und der Schutzmann leistete sich, um uns eine Freude zu machen, eine kleine Gesetzesübertretung, indem er jedem von uns eine kleine Zigarre ins Gesicht steckte mit den Worten:

„Für sechs Monate das letztemal!"

Wir waren sehr unbeholfen mit der einen freien Hand; aber unser Gönner verhalf uns zu dem Genuß.

Im Gespräch beschäftigten wir uns mit dem merkwürdigen eisernen Instrument an unseren Händen, zu dem der Schutzmann den Schlüssel hatte. „Es ist so gar nicht zu öffnen", sagte er.

Da drückte ich meine Hand zusammen, daß sie nicht viel breiter war als am Gelenk, und streifte die Handschelle mit einiger Mühe herunter. Der Schutzmann bekam es aber mit der Angst zu tun, legte mir die Handschelle sofort wieder an und bat mich, ich möchte den Versuch ja nicht noch einmal machen.

*

Durham hieß die schöne Stadt, die wir von ihrer dunkelsten Seite kennenlernen sollten.

Wieder im Salatkorb wurden wir abgeholt. Es dauerte auch gar nicht lange, da schloß ein Mann ein riesiges eisernes Tor auf: Wir standen in einem menschenleeren Hofe. Durch weitere Türen und Tore ging es in einen geräumigen, düsteren Vorsaal, wo ein Bulle von Kerl seines Amtes waltete. Er brüllte uns an, nachdem er mit dem Schutzmann ein paar Worte gewechselt hatte, weil ich mich mit Helm ruhig weiter unterhielt, und winkte einem Verbrecher in Gefängnistracht.

„Hier wird's Maul gehalten!" schnarrte uns der Aufseher wieder an, daß es im ganzen Hause dröhnte.

Der Verbrecher ging seinen Pflichten nach, gab ein Zeichen, daß wir ihm folgen sollten. Dann riß man uns die Kleider vom Leibe, und als ich noch das Hemd anbehielt, meinte der Verbrecher freundlich:

„Immer runter damit. Hier geht man nur im Adamskostüm."

Gemeinsam im Gänsemarsch marschierten wir durch einen langen Korridor in einen Baderaum. Nach dem Bade reichte uns unser „Führer" eine „ausrangierte Unterhose", damit wir uns abtrocknen konnten. Nackend über weitere Gänge wandelten wir in ein großes leeres Zimmer, in dem ein Arzt mit gezücktem Stethoskop stand. Er setzte jedem das Ding flüchtig auf die Brust und sagte laut und vernehmlich:

„Fähig!"

22. Erwachen.

Am Morgen nach meiner Einlieferung in das große Haus fing ich an, mich für meine Umwelt zu interessieren. Warum nicht! Man mußte auch so etwas einmal kennen lernen. Wo bloß der Fähnrich steckte! Den hatte man mir gleich nach der ärztlichen Untersuchung genommen, und jeder mußte nun mit sich selbst fertig werden.

Ich befand mich noch auf einer Vorstation. Das hatte der Kaplan gesagt, der mich gleich am ersten Abend begrüßt hatte, freundlich, leutselig, seelsorgerisch. Mein einziger Wunsch war gewesen, den Gouverneur — wir sagen Anstaltsdirektor — zu sprechen. Der Kaplan wollte das ausrichten; aber weder der eine noch der andere hatte sich bei mir sehen lassen.

Es war langweilig in der Bude, sehr sehr langweilig. Wo nur die harte Arbeit blieb!

Um 7 Uhr morgens wurde meine Tür aufgerissen. Ich erhielt die erste Mahlzeit: einen Schlag Hafergrütze und einen Würfel Brot. „Das ist noch gar nicht so schlecht", dachte ich. Nur die Zeit quälte mich. Wie ein Mensch so viel Zeit haben konnte! Wenn das sechs Monate so fortgehen sollte . . .

Zu Mittag reichte man mir ein suppiges Gericht. Es war der Verbrecher von gestern, der den Eimer präsentierte, in dem das „Zusammengekochte" schwappte. Als der Schließer einen Augenblick zur Seite ging, fragte ich den Bevorzugten, wie lange er denn schon hier sei. Er antwortete wie einer, der sich auf seine Leistungen etwas einbildet:

„Achtzehn Jahre."

(Fortsetzung folgt.)

Maiengang.

Die letzten Regenwolken weichen vom Himmel. Lachendes Himmelsblau, strahlender Sonnenschein! So weit auch das Fenster offen steht, der Raum wird zu stickig und eng. Hinaus, nur hinaus!

Von Blumendüften getränkt und frisch weht uns die Luft entgegen. Leise schüttelt der Kiefernwald die Regentropfen ab. An den jungen Gräsern blitzen die Wassertropfen wie durchsichtiges Kristall. Aus den grünen Verstecken singen und trillern die Vögel wieder, die im Regen verstummt waren.

Einem schmalen Pfad folgend, geht es tiefer in die singende Einsamkeit hinein. Ein grauer Hase läuft über den Steig. Eine Eidechse verschwindet blitzschnell im grünenden Heidekraut. Von der Anhöhe überblickt man das weite Wipfelmeer einer hohen Schonung. Biegsame, flüsternde Birkenbäumchen leuchten aus ihr hervor. Sie sind in dem dunkeln Wald wie der lachende, singende Frühling selbst. An kleinen Tannenwäldern vorbei. Sie strecken ihre Zweige wie finstere Hände aus. Ab und zu geht ein leises Raunen durch die Gipfel. Schon von weitem sieht man etwas Weißes durch das Geäst schimmern. Schneller nähert man sich der Wegbiegung. Vor uns steht ein duftendes Blumenwunder. Drei weitverzweigte Büsche sind ganz von weißem Blütenschnee übersät. Nicht ein grünes Blatt steckt darunter. Daneben plätschert ein kleiner Quell durch wuchernde Gräser und bunte Blumen. Wenn ein Sonnenstrahl durch das dichte Nadeldach schlüpft, blinken die Wellen silbern auf.

Wie gehen einen grünen Waldweg entlang. Ein Mückenschwarm zittert durch die warme Luft. Süß duften blühende Holundersträucher. An einer Seite des Weges liegt eine undurchdringliche Erlenwildnis. Kaum ist erstes Sprossen in dem Gestrüpp sichtbar. An der anderen Seite eine Waldwiese, doch still: Eine grasende Rehfamilie. Lange können wir uns nicht dieses Bildes erfreuen. Ein dürres Reislein knackt unter dem Schritt und scheu-erschrocken hebt eins der Tiere den Kopf. Es lauscht und stürmt dann mit langen Sprüngen davon. Die anderen folgen dem Beispiel.

An einer Seite der Waldlichtung dehnen sich frische Saatenfelder, dazwischen stehen ärmliche Hütten, von blühenden Obstgärten umgeben. Diese Gehöfte gehören schon zu Sauermühl. Am Feldrain hütet ein Bauer sein Pferd.

Bald haben wir das Schwarzwasser erreicht. Gewunden fließt es an grünen Hängen vorüber. Auf das leicht gekräuselte Wasser malt die Sonne einen glänzenden Streifen. Im schönen Kontrast stehen am jenseitigen Ufer helles Gebüsch zu dem dunkeln Kiefernwald. Frühlingsfroh ruft der Kuckuck herüber.

Man sinnt hinüber in das leuchtende Grün, in den lachenden Himmel. Und spürt sich plötzlich erfaßt von jenem Weben, Klingen und Werden der Natur, das man als prächtigen Akkord im Herzen heimnimmt.

Hildegard Schmelzer.

Die vom „Roten Drachen" und von der „Weißen Lilie".

Ein Beitrag zur Psychologie des gelben Mannes.

Von Peter Lee.

Es wird wenig bekannt sein, daß die Zahl der geheimen Bünde in China unendlich groß ist. Viele stehen miteinander in einem Kartell- oder Freundschaftsverhältnis, die anderen wieder sind sich todfeind; sie befehden sich aufs erbittertste. Man darf schon aus diesem Zusammenhang unfehlbare Schlüsse ziehen auf die ständigen Bürgerkriege ähnlicher Zwistigkeiten, die das Land seit undenklichen Zeiten zerreißen. Diese Geheimbünde gewähren auch den Ärmsten, dem Kuli und Lastträger, die gleiche Aufnahme, wie dem General und Mandarin. Der Grund, weshalb sich der Proletarier zu einer Gemeinschaft vielfach drängt, die ihm Opfer an Geld, an Arbeit, an mühsamsten Diensten auferlegt, kann nur der des Bewußtseins sein, einer mächtigen schützenden Organisation anzugehören. Die geheimen Gesellschaften sind es, die sich seiner annehmen, mag er seinem Lebensunterhalt in Hinterindien, auf den Sunda-Inseln, in Australien, Süd- oder Nordamerika nachgehen — wo er sich befindet, er weiß die mächtige, unsichtbare Hand über sich, die ihn rächen oder seinen Vorteil wahrnehmen wird. Das Gefühl der Sicherheit läßt das Lächeln des Gleichmuts erblühen, ein ungesund höfliches, ein grausam undurchdringliches Lächeln. —

Die englische Reisende Isabella Bird berichtet in ihrem in den neunziger Jahren auch in Deutschland viel gelesenen Buche „Der goldene Chersones", wie sie auf der hinterindischen Insel Malakka am Parak in eine Stadt gekommen sei, ursprünglich durch den Gewerbefleiß ihrer Bewohner weit berühmt, damals aber fast in Trümmern und vollkommen verödet. Und was war die Ursache? Zwei geheime chinesische Gesellschaften, die vom „Roten Drachen" und die der „Weißen Lilie", lebten in Feindschaft und schwuren einander Vernichtung. Den blutigen, mit ungemeiner Heftigkeit geführten Kämpfen fielen viele Tausende zum Opfer. Der Eindruck, den die noch unbestatteten Leichen, die gesprengten Häuser und Hütten auf die Europäerin machten, war furchtbar.

Der Chinese, so geschmeidig und verschlagen er sein mag, weiß unter Umständen sehr wohl sein Leben einer Sache zu opfern, mit einer Nichtachtung seiner selbst preiszugeben, die eines besseren Zweckes würdig wäre. Der Einzelne hat in dem übervölkerten Lande wenig Wert. Der Zusammenschluß erst schafft ihm die Macht. Despotie und mangelnde Rechtspflege erzeugen versteckte Verbindungen, die ihrerseits wiederum im höchsten Grade tyrannisch auftreten. Daß die geheimen Gesellschaften tatsächlich bestehen und nicht der Phantasie erfinderischer Schriftsteller entsprungen sind, soll durch eins von vielen Beispielen nachgewiesen werden:

Die Insel Borneo ist reich an Kohlenschätzen. Die Kohlengesellschaften unterhalten eine Art Polizei im Aufsichtsdienst; ihre Beamten setzen sich aus eingeborenen Malaien und Chinesen zusammen. Da auch viele chinesische Kaufleute ihren Handel auf der Insel betreiben, so ist das „Reich der Mitte" recht stattlich vertreten. Die meisten der Zugewanderten sind Mitglieder der rivalisierenden Geheimbünde vom „Roten Drachen" und von der „Weißen Lilie".

Eines Tages nun fand Po-Lant, Arbeiter einer der Bergwerksgesellschaften und von Geburt Malaiochinese, auf einem Botengang in einem ausgetrockneten Bachbett einen kostbaren Stein. Er stieß einen lauten, entzückten Ruf aus. Für diesen Fund würde er eine ordentliche Belohnung von den weißen Herren erhalten, denen er schon zu wiederholten Malen kleinere Steine abgeliefert hatte. So frohlockte der arme Bursche und ahnte nicht, daß sein Freuen ihm zum Verderben ausschlagen würde.

Was geschah? In der regungslosen Waldwildnis trägt schon jedes lauter gesprochene Wort weit. Der Jubelschrei des jungen Burschen war von einem malaischen Weib vernommen worden, das mehrere hundert Meter weit im Bambusfelde gearbeitet hatte und den Mann nun belauerte. Von dicken Stauden gedeckt, war sie dem Finder unsichtbar. Aber sie bobachtete, wie jener immer wieder mit unverhohlener Freude seinen Schatz betrachtete und ihn schließlich in seinem Kittel barg.

Der Malaiochinese führte seinen Auftrag aus, aber schon hatte auch ein vermögender Kaufmann von dem Fund Kenntnis. Er gehörte zur Gemeinschaft der „Weißen Lilie", während er von Po-Lant wußte, daß er Mitglied vom Bunde des „Roten Drachen" war. Man mußte also, koste es, was es wolle, dem Burschen das Kleinod abjagen, um es seinem eigenen Bunde zukommen zu lassen. Po-Lant hatte indessen schon unterwegs einem seiner Bundesbrüder zugeraunt, daß er einen „mächtigen" Stein entdeckt habe; eine reiche Belohnung sei ihm gewiß.

In derselben Nacht erwachte Po-Lant. Seine Füße waren durch starke Bastseile gefesselt. Um ihn herum hockten stumm drei Männer, die Boten der „Weißen Lilie". Po-Lant wußte, was die Stunde geschlagen hatte. Aber er war gewiß, daß auch die Seinen nicht säumen würden, ihm zu helfen. Als Po-Lant sich weigerte, seinen Schatz preiszugeben, banden die Eindringlinge ihm auch die Hände und machten ihn durch einen Knebel stumm. Auf einer Bambusbahre schleppten sie den Unglücklichen in den Wald. Dort wandten sie alle erdenklichen Arten von Marter an, ihn gefügig zu machen. Umsonst.

Jedoch auch die Leute vom „Roten Drachen“ waren nicht müßig geblieben. An die siebenzig bis an die Zähne bewaffnete Männer machten sich auf den Weg, der durch Stacheldorndickicht fast unpassierbar war. Schließlich gelangten die Verfolger vor die befestigte Hütte der Entführer. Schüsse schlugen ihnen entgegen. Die Angreifer gingen von allen Seiten zum Sturm vor. Er gelang: von den Feinden schoß keiner mehr. Allein, als die Stürmenden in das Haus eindrangen, erfolgte eine Explosion. Die wenigen Überlebenden fanden die verstümmelte, halbverbrannte Leiche ihres Freundes. Die Männer der „Weißen Lilie“ waren durch einen unterirdischen Gang geflüchtet.

Furchtbar war der Rachegedanke, und furchtbar setzte er sich durch. Meuchelmorde waren an der Tagesordnung. Monatelang herrschte der nackte Schrecken. Die englische Kohlenbergwerksgesellschaft griff zu strengen Maßregeln, soweit sie dazu im Stande war. Allmählich wurde Frieden im Lande. Aber auch jetzt vergeht kein Jahr, in dem sich nicht unter den dortigen Chinesen mehrere unter so gräßlichen Begleiterscheinungen ermorden, daß die Feder sich weigert, sie auch nur anzudeuten. In der Erfindung von Martern gibt der Gelbe raffinierte Rätsel auf.

Der Diamant wurde übrigens, leicht mit Erde bedeckt, gefunden. Ein zweites Mal gefunden; das Blut von unzähligen Menschenleben klebt daran. Man hat ihn geschliffen und für einen hohen Preis nach Amerika verkauft, wo sich heute vielleicht ein Yankeemädchen mit ihm schmückt.

Liebenswürdigkeit und Liebe.

Von **Artur Brausewetter.**

„Liebenswürdig!“ Welch ein schöneres Wort kann es geben? Des Liebens würdig! Schade nur, daß es so oft verflüchtigt und veräußerlicht, daß es um seinen Adel und Wert gebracht wird.

Wodurch?

Daß man es zur Form macht, welcher der Inhalt fehlt, zu etwas, das man zeigen kann, ohne es zu haben, das man lernen und sich aneignen kann, ohne daß es einem innerer Besitz geworden ist. Ja, zur Politur der Liebe wurde es manchem, des Herz von der Liebe fern ist.

Darum verbinden wir leicht mit dem Worte „liebenswürdig“ den Schein der Liebe, nicht ihr Sein, und empfinden einen gewissen Argwohn gegen Menschen, die man uns überall als „liebenswürdig“ preist, meinen, daß man recht wenig ist, wenn man nichts als „liebenswürdig“ ist. Ja manchmal werden wir das Gefühl nicht los, daß der „Liebenswürdige“ im Grunde weniger die Liebe als recht selbstsüchtige Zwecke im Auge hat.

Aber alles das hat mit dem Begriff der Liebenswürdigkeit nichts zu tun. In Wahrheit ist Liebenswürdigkeit etwas Schönes und Erstrebenswertes, etwas, das aus der Tiefe eines von Liebe und Wohlwollen erfüllten Herzens quillt, dem Verkehr von Mensch zu Mensch das Eigene, das Unentbehrliche gibt. Liebenswürdigkeit ist jene natürliche, nicht anerzogene, sondern angeborene Freundlichkeit eines von Güte und Menschenliebe erfüllten Herzens, kein Schein und nichts Gemachtes. Sie tut wohl wie der Druck einer warmen Hand.

Nur muß sie Inhalt sein und nicht Form.

Gewiß soll man die Form achten. Sie hat ihr sehr Gutes, ja, sie gehört zu dem im Verkehr unbedingt Notwendigen. Gerade dem Deutschen ist sein Mangel an Form oft genug vorgeworfen worden, hat ihm oft genug geschadet. Deshalb darf die Gesellschaft auch die Form der Liebenswürdigkeit fordern . . . ja selbst, wenn man sie einmal erzwingen muß.

Aber der Adel der Liebenswürdigkeit und ihr Wert liegen darin, daß sie eben mehr ist als Form, nichts Gemachtes und Erzwungenes, sondern etwas innerlich Notwendiges, etwas mit der Art des Menschen unzertrennlich Verbundenes.

Hat der große Michelangelo einmal gemeint, die höchste Vollkommenheit, zu der es der Mensch bringen könnte, wäre die Güte, so gilt dies Wort für die Liebenswürdigkeit.

Liebenswürdigkeit ist angewandte Güte. Besser kann man ihren Begriff und Sinn nicht erklären. Oder doch: Sie ist die in die Tat übersetzte Liebe.

Die Liebe kennt kein „du sollst“, kein „du darfst“. Nicht einmal ein „ich will!“ Der mächtigste Faktor des Lebens, der Wille, hier versagt er. Zur Liebenswürdigkeit kann ich mich zwingen, zur Liebe nie. Die achtet kein Gebot, verlacht den Zwang. Je mehr ich sie erzwingen will, um so weniger erlange ich sie. Mit Verdienst, mit Dankbarkeit, mit Forderungen irgend einer Art kann ich ihr nicht beikommen. Sie ist da, oder sie ist nicht da. Sie erschließt alles Glück und allen Reichtum der Welt. Sie ist frei wie der Vogel in der Luft. Oder wie der Wind. Wir wissen nicht, woher er kommt, noch wohin er fährt. Wir wissen nur, daß er da ist. Genau so ist es mit der Liebe. Wir haben sie oder haben sie nicht. Wir geben sie oder sind nicht imstande, sie zu geben. Wir sind reich, wenn wir sie haben oder geben. Und bettelarm, wenn wir sie nicht haben oder nicht geben. Glücklich der Mensch, der noch Liebe geben kann. Niemals sollte er klagen, daß zu viel Liebe von ihm gefordert, er zu sehr beansprucht wird. Schließlich liebt niemand so sehr, daß er nicht viel mehr lieben könnte.

Liebe — und dann tu, was du willst, hat einmal einer sehr richtig gesagt. Liebe ist Innerlichkeit, eine stille Keuschheit der Seele. In der Liebenswürdigkeit tritt sie in die Erscheinung.

So gehören sie zusammen wie Ursache und Wirkung, sind sich wesensverwandt und ergänzen einander. Und der sie beide sein eigen nennen darf, bei dem sie ungewollt und ungezwungen eins aus dem anderen fließen, der hat die rechte Liebe zu den Menschen, die nicht vor Parteien, Richtungen oder Konfessionen Halt macht und die unsere Zeit heute so bitter nötig braucht.



* **Hans von Bülow** wurde sehr von Damen verhimmelt, die ihn aber bei näherem Umgang nicht immer so fanden, wie sie sich das vorgestellt hatten. Bekanntlich war der große Dirigent ein starker Zigarettenraucher. Als ihn eine Verehrerin einmal aufsuchte, blieb sie an der Tür vor einem Meere von Rauch beklommen stehen. Doch sie arbeitete sich bis zu Hans von Bülow durch, konnte jedoch nicht unterlassen, zu bemerken: „Bedenken Sie denn nicht, Meister, daß das viele Rauchen Ihre Gesundheit schädigen muß?“ — „Ach was, ich rauche doch nicht viel!“ bemerkte Bülow. „Mein halbe Leben verschlafe ich. Beinahe die andere Hälfte verbringe ich in Konzertsälen. In der mir freien Zeit aber vertreibe ich mir die Sorgen, die Mücken und was mir sonst noch lästig ist!“ Sprach's, blies der holden Weiblichkeit eine Wolke ins Gesicht und wendete ihr den Rücken zu.

* **Offenheit.** In ihrem Hause entwickelte Katharina von Kardorff eines Abends die Idee ihres neuen Buches über „die Frau“. Ein junger Schriftsteller hörte aufmerksam zu und glaubte, resümieren zu müssen: „Im ganzen also, gnädige Frau, wollen Sie jene unterbewußten Seelenregungen der Frau schildern, die bisher im Schatten verborgen geblieben sind . . .?“ Katharina sah schelmisch auf: „Unterbewußte Seelenregungen? Aber, lieber Freund, das ist doch immer der Mann!“

* **Im dunklen Erdteil.** Als der Forschungsreisende in dem kleinen Dinkaneger-Dorf, im dunkelsten Afrika, sein Lager aufgeschlagen hatte, baute er seinen Rundfunkapparat auf und stellte sich die Wirkung des Lautsprechers auf das schwarze Publikum vor. Dann setzte er sich an den Apparat, um Sender zu suchen. — Erfolglos! Immer noch erfolglos. — Da näherte sich der Häuptling dem Apparat, betrachtete ihn von allen Seiten, klappte den Deckel auf, guckte hinein und äußerte: „Guter weißer Mann, wenn du die erste Hochfrequenzstufe kurzschließest und einen Transformator falsch polst, wirst du nie Spaß haben! Und überhaupt — für dies Apparatchen würde ich gescheiter eine solide Hochantenne bauen — der Rahmen holt nichts heran!“ — Knatterbusch zog sich zu längerem Nachdenken zurück . . .

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann** T. z o. p., beide in Bromberg.